Zeitschrift: Badener Neujahrsblätter

Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden

Band: 25 (1950)

Artikel: Das Knöchlein : Ballade

Autor: Berger, Otto

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-322373

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Knöchlein

BALLADE VON OTTO BERGER

«Jost Hunn, was siehst du so düster,
Was ist dein Gesicht erblasst?
Jost Hunn, um meinetwillen
Hast du den Hans gehasst.

Wie frevelndwild dein Auge
Bei seinem Namen loht!
In glühenden Liebesschwüren
Schwurst du mir seinen Tod.

Jost Hunn, schon seit drei Monden
Hab ich ihn nicht erblickt.
Leer steht am Hang die Hütte;
Hast du ihn fortgeschickt?»

«Gertrude, eitle Närrin,
Du hast umsonst geharrt.
Ich stiess ihn in den Sandbach,
Drum ist er auf der Fahrt.

Lauf schnell ins Tal zum Richter,
Verkünde ihm die Tat.
Und schreie Mord und Rache,
Dann flechten sie mich aufs Rad.

Ich will nicht klagen und ächzen,
Nicht zucken mit dem Mund,
Wenn sie mit glühenden Zangen
Mir brennen die Glieder wund.

Und spricht der Pfaff zum Abschied:
Du bist auf ewig verdammt,
Was kümmert mich Tod und Teufel,
Da die Hölle im Herzen mir flammt!»

«Jost Hunn, was du geschworen,
Hab ich dir niemals verwehrt,
Ich küss deine trotzige Stirne:
Seinen Tod hab ich begehrt.

Doch was ich dir nicht wehrte,
Hab ich von ihm verlangt.
Hans aber, der bleiche Träumer,
Er hat gezagt und gebangt.

Du bist der Starke und Echte,
Dir blüht mein Myrtenkranz,
Der andre schwamm zu Tale,
Du Einziger, dir geb ich mich ganz.»

* * *

«Zum Hochzeitsfest, ihr Aelpler,
Wacht auf, der Morgen graut!
In Linthal wird mir heute
Gertrude angetraut!»

Als sie der Pfaffe gesegnet,
Spielen dem Hochzeitshauf
Auf blühendem Wiesengrunde
Musikanten zum Tanze auf.

Es drehn sich Junge und Alte,
Inmitten das Hochzeitspaar.
Die weissen Haubenbänder
Flattern der Braut ums Haar.

Wie glühn dem Jost die Wangen
Vom Tanz und vielen Wein!
«Ich geh mich kühlen, Gertrude,
An jenem Wässerlein.»

Am Ufer kniet er nieder
Und reisst den Hut vom Kopf.
«Wie artig, mein weicher Filzhut
Schöpft besser als Becher und Topf!»

Als er ihn ausgetrunken
Und stumm zurechtebiegt,
Sieh da, ein weisses Knöchlein
Auf seinem Grunde liegt!

«Ein Knöchlein, schau, ein Knöchlein,
Das steck ich auf den Hut,
Wo alle Knochen tanzen,
Steht mir ein Knöchlein gut.»

Er schwingt sich mit Gertruden
Wie trunken unter den Reihn.
«Was hast du auf dem Hute
Denn für ein Röselein?»

«Ein Röslein, ei, du scherzest
Und fängst zu glühen an.»
«Ein Röslein, ja, ein Röslein,
Jetzt fängts zu blühen an.»

«Die Rose sollst du haben.»
Er greift das Knöchlein am Hut.
«Da hast du deine Rose,
Sie ist so rot wie Blut.»

Da spritzt daraus ein Blutstrahl
Ihr über Haube und Band.
Gertrude fällt zur Erde
Und presst die Ros in der Hand.

Es starren die Männer und Frauen
Und Kinder, rings kein Laut.
Es blutet und blutet der Knochen,
Es wird so bleich die Braut.

Die Augen treten dem Mörder
Aus den Höhlen, es schaudert sein L
Aechzend bricht er zusammen
Neben dem stummen Weib.

Es zuckt und stöhnt von den Lippen:
«Ich hab ihn umgebracht,
Ich stiess den Hans in den Sandbach
Hört, wie er tost und kracht!

Du bist so bleich, Gertrude,
Dein Kleid ist vom Blute so rot.
Wach auf, Herzallerliebste, —
O, meine Gertrude ist tot!»

* * *

Am Morgen fliegen die Raben
Aus Wiesen und grüner Saat.
Sie krächzen und kreischen und kräch
Und flattern auf das Rad.

Wie die Ballade entstanden ist

Um den Abdruck der vorstehenden Ballade in den Neujahrsblättern zu rechtfertigen, scheint es mir angebracht, darauf hinzuweisen, dass sie, wenn auch dem glarnerischen Sagenkreise angehörend, durch Erlebnisse und Eindrücke in jenen Tagen angeregt worden ist, wo ich die hiesige Bezirksschule und später die dem Studium gewidmeten Vorlesungen an der Zürcher Universität besuchte.

Mit zwölf Jahren gehörte ich einer ersten Klasse an, in der der Historiker Bartholomäus Fricker neben Geschichte und Geographie auch Deutsch erteilte. Diese ausgeprägteste Persönlichkeit unter der damaligen Lehrerschaft verfügte über eine ungewöhnliche Erzählergabe von volkstümlicher Anschaulichkeit und Derbheit. Er behandelte im muttersprachlichen Unterricht mit Vorliebe Prosastücke und Gedichte aus der vaterländischen Vergangenheit.

Da das Schulbuch davon zu wenig bot, benützte er oft einen abgegriffenen Band mit Sagen und Historien, liess einen Schüler daraus vorlesen, oder gab selber eine Erzählung dieser Gattung zum besten, wie die folgende:

«Das Knöchlein.»

«Ein Senne, dessen Jähzorn allgemein gefürchtet war, bewirtschaftete die Limmernalp im hintersten Winkel des Landes Glarus. Ein junges, fröhliches Bürschlein half ihm die Kühe und Rinder hüten und das Feuer anblasen unter dem mächtigen Kupferkessel, worin er Milch und Ziger sott. Aus Unachtsamkeit widerfuhr es eines Tages dem Buben, dass ihm die Milch überlief. Darüber geriet der Senne in eine solche Wut, dass er den Jungen beim blonden Strubelkopf riss und in den strodelnden Kessel warf, wo er jämmerlich umkam. In der Nacht trug der Mörder den Leichnam an den Rand der Alp und warf ihn hinunter in die tiefe Schlucht. Da das Kind weder Vater noch Mutter hatte, kümmerte sich niemand um sein Verschwinden. Und wer etwa gern nach ihm gefragt hätte, liess es aus Angst vor dem gewalttätigen Manne bleiben.

Darüber vergingen viele Jahre. Aus dem Sennen war längst ein reicher Mann geworden, den aber niemand gerne sah. An einer Linthaler Kilbi sass er im Wirtshaus und ass und trank nach Herzenslust, und dazwischen tanzte er, dass die Funken stoben. Weil er bald grossen Durst verspürte, lief er hinunter an den Bach, um sich ein wenig zu kühlen. Wie er sich zum Wasser bückte — was schwemmten ihm die Wellen in den hohlen Hut? Ein weisses, feines Knöchlein. Weil es ihm gefiel, steckte er's auf den Hut wie eine Adlerfeder und ging zurück in den Saal. Und wieder tanzte er mit jeder, die ihm in die Arme flog. Bis auf einmal einer auf das Hütlein zeigte — und auf das weisse Knöchlein, aus dem Blut rann, helles, zündrotes Blut. Da wusste jeder im Saal die alte, vergessene Geschichte. Wie er sich auch wehrte und um sich schlug, es nützte ihm nichts, und es gab keine Ruhe im Lande, bis er unter dem Galgen zu Glarus verscharrt war..»

Mir ging die unheimliche Begebenheit den ganzen Tag im Kopf herum und liess mir bis in die späte Nacht keine Ruhe. In

der nächsten Deutschstunde kamen wir darauf zurück. Der Lehrer erkundigte sich, ob uns eine ähnliche Sage aus der nächsten Umgebung von Baden bekannt sei, worauf einige Kameraden die Hand erhoben. Einer wurde aufgefordert, vor die Klasse zu treten und kund zu geben, was er davon noch wisse. Er brachte aber die Sache so ungeschickt und stockend vor, dass der Gewaltige auf dem Katheder die Geduld verlor, den verdutzten Knaben an den Platz jagte, energisch auf den Wandschrank zuschritt, ein Buch aus der Reihe zog, mich hervorrief und mir befahl, ein Stück daraus vorzulesen. Es lautete:

«Der blutende Knochen bei Baden.»

«Nicht weit von Baden lag an der Mellingerstrasse eine Sägemühle. An der Wiese am Berghang pflügte einst ein mürrischer Knecht und warf mit einer Erdscholle nach dem heimatlosen Knaben, der ihm vorn die Stiere nicht genug lenken konnte. Der Getroffene sank augenblicklich zusammen und blieb tot liegen. Der Knecht vergrub ihn auf dem Acker und konnte daheim das Ausbleiben des Jungen glaubhaft genug darstellen. Er galt für entlaufen und wurde vergessen. — Manches Jahr hernach schnitt der Knecht auf demselben Felde Garben. Da geschah es, dass er mit der Sichel tiefer in den Boden hineinfuhr als sonst, und er traf einen daliegenden mürben Knochen. Augenblicklich fing dieser zu bluten an. Vergebens wischte er die Sichel ab, deckte den Knochen mit Erde zu und gab vor, sich selbst geschnitten zu haben. Aus dem morschen Knöchlein hervor brach vor aller Augen so viel Blut, dass der Bursche endlich seine Mordtat bekannte, die er hier vor langem verübt hatte. Er wurde dem Richter übergeben. Man liess ihn enthaupten und auf dem Felde verscharren.» (Nach Rochholz gekürzt.)

Während des Lesens fiel mir ein, dass in der Gegend, wo der Knecht den Buben erschlagen hatte, vor einem halben Jahr ein Mädchen tot aufgefunden worden war. Ich fühlte eine starke Beklemmung, und es unterliefen mir mehrere Fehler. Der Lehrer entliess mich mit einem unwilligen Knurren und ging zu einem andern Gegenstand über.

Wie es im Lauf der Dinge liegt, vergass ich in der Folgezeit diese Schulerinnerung, bis sie in mir im dritten Studiensemester

plötzlich wieder erwachte. In einer Vorlesung über die romantische Dichtung sprach Professor Adolf Frey von der Volksballade und las uns einige Beispiele aus «Des Knaben Wunderhorn» vor. Diese Ausführungen veranlassten mich, den berühmten Band alter deutscher Lieder anzuschaffen und mich mit ihnen zu beschäftigen. Ich lernte manche Strophen auswendig und lebte mich in den Stil der Verse, ihren Tonfall und Rhythmus ein. Dabei erwuchs in mir der Wunsch, selber eine Ballade im Volkston zu verfassen, indem ich mich einer Bemerkung des verehrten Lehrers und Dichters erinnerte, auch auf dem Gebiete der Literatur bestehe der Satz zurecht: Probieren gehe über Studieren. Auf der Suche nach einem geeigneten Stoff fiel mir die Sage vom blutenden Knochen ein, und es war mir sofort klar, dass die glarnerische Fassung einem neuen Bearbeiter mehr Möglichkeiten biete als die einheimische. Ich borgte bei dem inzwischen vollends weiss gewordenen Bartholomäus Fricker das erwähnte alte Buch, in dem ich das gesuchte Stück sofort fand. Ich begann, die Vorlage inhaltsgetreu in Verse umzumodeln, ohne aber zu einem befriedigenden Ergebnis zu kommen, worauf ich das Manuskript in einer Mappe versorgte, wo es monatelang liegen blieb.

In jenen Jahren fanden im Polizeiposten an der Rathausgasse regelmässig Schwurgerichtsverhandlungen statt, die gewöhnlich einen starken Besuch aufwiesen. In der Zeit, von der ich schreibe, kam ein Fall zum Austrag, der, trotzdem es weder Tote noch Verwundete zu sühnen galt, grosses Aufsehen erregte. Ein kaum zwanzigjähriger Bursche war angeklagt, auf einen Altersgenossen und Schulkameraden einen Schuss abgegeben zu haben, als dieser kurz vor Mitternacht von einer Vereinsversammlung auf den ausserhalb des Dorfes gelegenen Hof zurückkehrte. Die Kugel hatte hart an seinem Kopf vorbeigepfiffen. Im fahlen Mondschein sah er den Schützen von einem Baum weg gegen den nahen Wald laufen und darin verschwinden. Der ihn auf eine kurze Strecke Verfolgende glaubte, am Gang und an der Gestalt seinen Kameraden und nunmehrigen Nebenbuhler zu erkennen. Denn sie bewarben sich seit ungefähr einem Jahr um das gleiche Mädchen, das, ohne einem den Vorzug zu geben, Geschenke und Einladungen von beiden annahm, was unter der Dorfjugend zu allerlei anzüglichen Reden Anlass gab. Der nächtliche Schuss war in der

Wohnung des Ueberfallenen gehört worden und veranlasste den Vater aufzustehen. Als er die Haustüre öffnete, kam ihm der Sohn, verstört und bleich, vom Felde her entgegen und erzählte sein Abenteuer, wobei er den mutmasslichen Täter beim Namen nannte. Sofort wurde die Polizei aufgeboten, die den Verdächtigen in der gleichen Nacht in Gewahrsam nahm. Eine Schusswaffe konnte weder bei ihm, noch irgendwo im Hause gefunden werden. Hingegen entdeckte man im Gesträuch jenes Gehölzes, wohin der Schütze geflüchtet, einen Revolver. Der Untersuchungsrichter bemühte sich umsonst, den Verhafteten zu einem Geständnis zu bringen. Das Mädchen, das als erste Zeugin einvernommen wurde, gab ihre Beziehungen zu den zwei Liebhabern zu, versicherte aber immer wieder, der des Anschlages Bezichtigte müsse unschuldig sein. Vor dem Schwurgericht beharrte der Angeklagte anfänglich auf seinem Standpunkt, bis er schliesslich unter der Last der Verdachtsgründe zusammenbrach und die Schuld gestand. Dann aber raffte er sich auf und schrie, auf das junge Weib zeigend: «Die Anstifterin sitzt dort auf der Zeugenbank; immer wieder hat sie mir zugeflüstert, ich solle den Hans aus dem Wege räumen, dann werde ihr die Wahl erspart!» Was nun geschah, war von ungeheurer Dramatik. Mit einer Entschlossenheit, die ihr niemand zugetraut hätte, gab sie zurück: «Niederträchtiger Lügner, du verdienst, im Zuchthaus zu verschwinden!» In diesem Augenblick verlangte Hans das Wort. Nun müsse er sein Geheimnis preisgeben. Zu verschiedenen Malen hätte auch ihn die Liebste aufgefordert, den frühern Freund zu beseitigen, ungefähr mit den Worten, mit denen sie den andern aufgewiesen. Noch sehe und höre ich die Bewegung im Publikum. Im Prozess war eine Wendung eingetreten. Der Präsident erklärte den Abbruch der Verhandlungen. Es war um die Mittagszeit. Ich hatte den Eindruck, in einen Abgrund menschlicher Verworfenheit geblickt zu haben und eilte heim. Worum meine Einbildungskraft umsonst gerungen, nun hatte mir das wirkliche Leben ein Motiv vermittelt, das ich meiner Ballade nutzbar machen konnte. Noch am gleichen Tage arbeitete ich das Gedicht um, und es entstand, abgesehen von geringfügigen jüngsten Aenderungen, die Form, wie sie nun vorliegt.